

Der Schatten hinter dem Stern

In Untertürkheim wird mit beinhaltenen Bandagen gekämpft

Der Stern ist das Symbol. Er glänzt und funkelt, und er ist die Kulis, hinter der jene verborgen sind, die ihn Tag für Tag schaffen: die Daimler-Arbeiter. Sie sehen keinen Grund, sich in seinem Licht zu sonnen. Sie werden eher krank.

Von Josef-Otto Freudenreich

Sein Vater Paul hat ihm gesagt, Junge, du gehst zum Daimler, wie ich und dein Bruder, das ist was fürs Leben. Das war vor 16 Jahren, und Sohn Thomas tat, wie ihm geheißen. Der Hochdorfer machte eine Lehre als Industriemechaniker, kam in die Bremsscheibenlackierung, und wuchtete dort die Rohlinge, die zwischen acht und 18 Kilo wogen, aufs Band. 1200 Scheiben pro Schicht. Das hat er gepackt, weil er ein Kerl wie ein Baum war. Bis 1998, bis ihn zwei Bandscheibenvorfälle in die Knie zwangen.

Am 17. Juli 2007 ist Thomas B. zusammengebrochen. In der Mittagspause habe er sich hingelegt, erinnert sich der 31-Jährige, und einen Filmriss gehabt. Der Vater hat ihn darauf ins Krankenhaus gebracht, wo die Ärzte ein hochgradiges obstruktives Schlafapnoesyndrom festgestellt haben und sein Meister angerufen hat, um zu fragen, wo er denn bleibe. Er konnte nicht antworten, weil die Schlafapnoe mit Atemstillstand verbunden ist, und eine Krankmeldung rechtzeitig abzuschicken, hat er auch versäumt. Am 31. Juli fand er ein Telegramm in seinem Briefkasten, das ihm in Großbuchstaben Folgendes mitteilte: „Sie fehlen seit 25. 7. 2007 unentschuldig. Erwarten sofortige Arbeitsaufnahme, sonst fristlose Kündigung.“ Thomas B. hat zu seinen vier verschiedenen Betarezeptorenblockern auf dem Fenstersims gegriffen, und die Maske seines Atemtherapiegeräts aufgesetzt, das neben dem Sofa steht.

In den Hochglanzvorführungen des Weltkonzerns sind solche Vorfälle nicht vorgesehen. Dort schreibt die Firma, die große Stütze auf ihr Gesundheitsmanagement hält und dafür auch schon ausgezeichnet wurde, dass der Gedanke der „Fürsorglichkeit und das Wohlergehen des Mitarbeiters im Vordergrund steht“. Das sieht auch Personalchef Karl-Ernst Mauser so. Der 54-jährige Diplomingenieur ist ein freundlicher Mensch. Er bietet Kaffee und Kuchen an und sagt, seiner Sekretärin würde er Blumen schicken, wenn sie krank sei. Auf seinem Sideboard hat er, neben allerlei Rennwagen, eine Trophäe stehen, die ihm seine Graugießerei geschenkt haben, als er 2002 die Leitung der Gießerei abgegeben hat. „Power in Grau“ ist eingraviert, und das ist als Dank gemeint.

Mauser sagt, er habe sich stets bei den Menschen gesehen, und deshalb vermag er nicht zu verstehen, warum sich die Klagen über den Umgang mit Kranken mehren und dass Thomas B. kein Einzelfall ist. Bei jedem Kranken Beschäftigten, betont er, sei doch nicht die Kündigung das Ziel der Bemühungen, sondern die Rückführung an den Arbeitsplatz. „Wir versuchen mit geeigneten Maßnahmen, den Mitarbeitern zu helfen“, versichert Mauser. Dafür hätten sie ein System der Fürsorge, das klar regle, wer wann mit wem worüber rede, die 3000 Plätze für Gesundheitstraining eingeschlossen. Aber die Kranken dürften sich nicht den Gesprächen entziehen. Nur so seien gemeinsam konstruktive Lösungen zu finden, und daran sei auch dem größten Teil des Betriebsrats gelegen. Bei manchen Arbeitnehmervertretern habe er jedoch den Eindruck, dass sie sich „zum Schaden“ der Mitarbeiter anders verhielten.

Die Drohungen kommen als Standardtelegramme

Die Kommunikation in Untertürkheim scheint in der Tat ein Problem zu sein. Die Malocher am Band berichten von Meistern, die im rüden Tonfall zu Hause anrufen, von Teamleitern, die mit Abmahnungen oder Entlassung drohen, von Personalern, die auf Knopfdruck die Kündigungsandrohungstrogramme verschicken, die intern nüchtern „Standardformulare“ genannt werden. Chef Mauser meint, manchmal müsse den Bedürfnissen des Unternehmens in verschärfter Form Nachdruck verliehen werden. Eine seiner Angestellten befürchtet, ein Chaos würde ausbrechen, würden die Telegramme nicht ausgesandt. Dann würden sie gar nicht mehr antreten, die Daheimgebliebenen.

Tomislav S. ist einer der Betroffenen. 1985 hat der Bosnier bei Daimler angefan-

gen, 600 Zylinderköpfe am Tag mit Meisel und Fräse bearbeitet. Er habe für drei geschafft, sagt der 56-Jährige, mit der Folge, unter der viele seiner Kollegen zu leiden haben: eine kaputte Bandscheibe. Vor vier Jahren ist er an Magenkrebs erkrankt, seitdem schwerbehindert, ohne Gefühl in den Unterarmen. Seine Ärztin hat ihm bescheinigt, dass er keinen Akkord, keine Schicht und keine schwere Arbeit mehr leisten darf. Jetzt ist er Staplerfahrer, der mal von hier nach dort geschickt wird, also offenbar entbehrlich ist. Die angebotene Abfindung von 100 000 Euro hat er abgelehnt, nachdem ihm der Steuerberater die Hälfte als verbleibenden Betrag errechnet hat. Die anschließende Aufforderung, das Unternehmen zu verlassen, hat er als Zeichen gewertet, dass man ihn nach 22 Jahren „wie ein Lappen in die Mülltonne“ werfen wolle. Seitdem geht er nur noch mit Tom zur Personalabteilung.

Tom heißt mit Nachnamen Adler und ist der Kopf der „Alternative“, einer Betriebsratsgruppe in Mettingen, die geführt ist. Der 53-Jährige ist kein Steinkühler, nur verdammt beharrlich. Seine neun Compañeros wollen den kooperativen Kurs der IG Metall nicht mitfahren, und piesacken die Chefetage, wo immer sie können. Die zackige Wortwahl zählt dazu. „Machtarroganz“, „Abmahnungswahn“, „Krankenjäger und Personalverfolger“ – mit diesem Vokabular überziehen sie die Untertürkheimer Personalspitze. Sie werfen ihr vor, eine „verschärfte Gangart“ einzuschlagen, um im Konzern besser abzuschneiden. Die so Beschimpften wiederum keilen zurück, und stellen einem Betriebsrat die Kündigung in Aussicht, wenn er einen Meister noch einmal in ehrverletzender Weise als „durchgeknallt“ bezeichnet. Ja, es wird mit beinhaltenen Bandagen gekämpft im ältesten Betrieb des Global Players, was auch seinen Grund darin hat, dass kein Topmanager ein leichtes Leben hat, wenn ihm beim Krankenstand die rote Laterne leuchtet.

Die Zeiten seien härter geworden, sagt der Chef

Nachzulesen sind diese Zahlen in Listen, die intern Bundesligatabellen heißen. Mit ihnen wird bewertet, welche Abteilung wo rangiert. Ist der Krankenstand gesunken, zielt die Spalte ein lächelnder Smiley, ist er gestiegen, lässt Smiley die Mundwinkel hängen. 8,5 Prozent wie im Jahr 2005 ist auf jeden Fall zu viel, zwischen vier und sieben Prozent, wie in diesem Jahr, deutet auf Erholung hin. Die Zeiten seien härter geworden, räumt Mauser ein, aber es gelte nun mal zu optimieren, und diesen Prozess menschlich erträglich zu gestalten. Der Personalherr über 18 000 Mitarbeiter stammt aus einem kleinen Dorf bei Tübingen, aus einem pietistischen Haushalt, in dem ihm seine Mutter vorgelebt hat, was Arbeit ist.

Die Optimierung hat für Tom Adler ein anderes Gesicht. Im Stammwerk gebe es die höchste Produktivität und mit den höchsten Krankenstand aller Daimler-Produktionsstätten, meint er, und erkennt darin einen Zusammenhang, der mübe macht. Für ihn heißt das immer mehr Arbeit bei immer weniger Beschäftigten, ständiges Drehen an der Leistungsschraube, Kontrolle und Überwachung und dadurch Druck auf allen Ebenen, auch bei den Führungskräften, die den Vorgaben des Vorstandes zu folgen haben und sie, Hierarchie um Hierarchie, nach unten weiterreichen. „Auch Chefs müssen nicht Täter sein“, sagt Adler, „sie sind oft Opfer.“ Daraus erwächst für ihn ein System, das er als „organisierte Krankenjagd“ brandmarkt.

Ein Beispiel ist ihm der „Runde Tisch“, der für Gesundheit und Leistung zuständig ist. An ihm sitzen Abteilungs- und Teamleiter, Werksärzte, Meister und Betriebsräte und besprechen, was mit kranken Mitarbeitern zu geschehen hat. Für Mauser ist er ein Gremium, das mit dem Betriebsrat im Rahmen des Gesundheitsmanagements vereinbart wurde, für Betriebsrat Adler ein „Ort der Bespitzelung“. Die Meister erzählen dort von der Schuppenflechte, der Scheidung, der sterbenden Mutter, von Alkoholproblemen und psychiatrischen Behandlungen ihrer Untergebenen. Dies wird protokolliert und findet Eingang in Unterlagen der Personalabteilung, in denen festgehalten wird, ob weiter betreut, ein anderer Arbeitsplatz angeboten oder mit Konsequenzen gedroht wird.

Laut Vereinbarung zwischen Geschäftsleitung und Betriebsrat geht das nur, wenn die Betroffenen mit der Niederschrift einverstan-



Sie wollen nur noch raus, sagt der Pfarrer, der ihre Ängste kennt.

Fotos Gottfried Stoppel

den sind. Genau dies aber, kritisiert Adler, sei nicht der Fall. Mit welchem Kollegen er auch geredet habe, keiner habe eingewilligt, dass seine sensiblen Daten auf den Markt des Arbeitgebers getragen werden. Seine Mitstreiter Michael Clauss und Martin Bott haben jüngst 40 Betroffene gefragt, ob sie zugestimmt haben: 40 mal nein. Das forsche Trio hat daraufhin in den Personalakten nachgeschaut und nicht gefunden, was dort vorhanden sein sollte. Seitdem spricht Adler von „Geheimakten“, und der ausgewiesene Arbeitsrechtler Wolfgang Däubler von einem „klaren Verstoß“ gegen das Bundesdatenschutzgesetz. Etwas Vergleichbares, sprich den „höchstbedenklichen“ Umgang mit sensiblen Daten, habe er in seiner 35-jährigen Praxis nicht auf dem Tisch gehabt, bilanziert der linke Bremer Professor und Ehemann von Hertha Däubler-Gmelin.

In Mausers Büro ahnt man, auf welch dünnem Eis sich die Firma bewegt. Auch der leitende Werksarzt Ralf Franke ist gekommen, um zu erläutern, dass ein Gutachten im Werden ist, das die Rechtskonformität des „Runden Tisches“ überprüft. Zu vieles dringt offensichtlich nach draußen, was verschwiegen werden müsste, und die „Alternative“ hat dies zum Anlass genommen, beim Innenministerium, das über den betrieblichen Datenschutz zu wachen hat, Beschwerde einzureichen. Andererseits ist es Doktor Franke wichtig, darauf hinzuweisen, dass im Neckar-

tal auf hohem Niveau gejammert werde, beziehungsweise viele chronische Erkrankungen mit dem Lebensstil und falscher Ernährung zusammenhängen. Bekräftigt hat er das auch bereits in der hauseigenen Zeitschrift „Werktag“, in der er auf die „Wohlfühlgesellschaft mit Mitnahmementalität“ verweist, aus der es gelte, herauszutreten.

Paul Schobel ist dieses Paradies bisher verborgen geblieben. Der 68-jährige Pfarrer leitet die Betriebsseelsorge der Diözese Rotenburg-Stuttgart, kennt Daimler seit mehr als 30 Jahren, hat selbst dort geschafft, und darüber ein Buch verfasst, das den Titel „Dem Fließband ausgeliefert“ trägt. Damals, Ende der Siebziger, hing sein Steckbrief an den Sindleifinger Werkstoren. Der Gottesmann, immer noch ein Feuerkopf, hatte Hausverbot.

Seelsorger Schobel spricht von einer Angstproduktivität

Heute finden sich die Daimler-Werker bei ihm in seinem Böblinger „Arbeiterzentrum“ ein und erzählen von ihrer Angst, krank zu sein, und von ihrer Sehnsucht nach einem Leben nach Schichtschluss. „Sie wollen raus, nur noch raus“, sagt Schobel. Der Seelsorger beobachtet eine „Angstproduktivität“, die keinen Sinn stiftet und, ganz nebenbei, die Autos nicht besser macht. Sie hätten noch gerne den Stolz auf den Stern, glaubt der Schulkamerad von Erwin Teufel, „aber mit unendlichem Druck schaffen sie keine Identifikation“. Heute bauten sie lieber Parallelwelten, in denen Konsum, Verein und die Pflege des eigenen Jahreswagens die Monotonie des Bandes fortsetzen.

Die Türkin Hafize K. hat den Stolz auf das Traditionsunternehmen ein Erwerbsleben lang gehabt. Seit 1965 ist sie in Stuttgart und schmirgelt Zylinderköpfe ab, als wären es die Kochtöpfe in ihrer Küche, sagt ihr Sohn. Zusammen mit ihrem Mann, der 29 Jahre im Konzern war, hat sie früh einen 200er-Diesel gekauft, der viele Touren nach Istanbul überstanden hat. Das Heben und Drehen der Teile hat ihr die Bandscheibe, die Luft in der Gießerei die Bronchien beschädigt, der beschleunigte Akkord die Zuversicht geraubt, dass sie noch mithalten kann. Seitdem hat sie viele Fehlzeiten. „Wenn ich einen Fehler mache, muss ich gehen“, fürchtet die 61-Jährige, die ihr Leben auf Daimler eingerichtet hat. Morgens um zehn nach vier aufstehen, ab in die Straßenbahn, um sechs Uhr Früh-schicht. Sie hatte sich so auf den 3. Mai 2006 gefreut, auf ihr 40-Jahr-Arbeitsjubiläum. Als der Meister sie gerufen hat, dachte sie an Blumen und an ein paar nette Worte. Aber er hat nur gesagt, sie solle endlich gehen.

Personalchef Mauser verspricht am Ende eines langen Gesprächs, sich um alle Fälle zu kümmern, und bittet um Verständnis. Auch Führungskräfte seien nicht frei von Fehlern.

Die Notenbanken und die Inflation

Hart bleiben

Von Holger Paul

So viel Lob wie in diesen Tagen hat die Bundesbank schon lange nicht mehr erhalten. Die Frankfurter Währungshüter feiern den 50. Geburtstag dieser einst so mächtigen Institution. Und einhellig preisen all die Gratulanten die Leistung der Bundesbank vom Aufbau des deutschen Währungssystems nach dem Krieg bis hin zur reibungslosen Einführung des Eurobargelds.

Zwei herausragende Merkmale werden dabei besonders gerühmt: die Unabhängigkeit der Notenbank – die ja dann auch zum Vorbild für die Europäische Zentralbank wurde – und die unersütterliche Bekämpfung der Inflation. „Die Bundesbank war das Vorbild für alle anderen“, formuliert es der amerikanische Geldökonom Bennet McCallum. „Sie hat der Öffentlichkeit immer wieder bewiesen, dass sie alles daran setzt, die Inflation im Griff zu behalten.“ Dieser Denkweise haben sich inzwischen immer mehr Notenbanken angeschlossen und sie sogar noch deutlicher formuliert. „Inflation targeting“ heißt das Zauberwort, und es bedeutet, dass die Währungshüter eine Obergrenze bestimmen, die die Teuerungsrate möglichst nicht überschreiten soll – oder einen Zielkorridor, den sie nicht verlassen soll. Und an diesem Inflationsziel lassen sie auch den Erfolg ihrer Arbeit öffentlich messen.

Die Inflationsbekämpfung ist damit eindeutig zum Fixpunkt der Arbeit der Währungshüter geworden. Auch die US-Notenbank (Fed) hat dieses Ziel ganz oben auf ihrer Prioritätenliste. Allerdings steht es da nicht alleine. Im Gegensatz zu ihren europäischen Kollegen sind die Dollarhüter auch ausdrücklich dazu aufgerufen, ihren Beitrag für eine hohe Beschäftigtenzahl zu leisten, sprich: das Wachstum anzukurbeln.

Und weil in den USA ein wichtiger Teil des Wachstums aus der Finanzwelt kommt, weil die Aktienmärkte dort auch für den Normalbürger und seine Ersparnisse eine entscheidende Rolle spielen, kann sich die Fed dem Druck der Wall Street nie entziehen. Schon gar nicht, wenn ein TV-Moderator wie Jim Cramer im Wirtschaftssender CNBC mit einer Sendung namens „mad money“ („verrücktes Geld“) die Anleger verzückt und darin den Fed-Chef Ben Bernanke als dummen Schulbuben darstellen darf.

Deshalb hat die mächtigste Zentralbank der Welt in dieser Woche auch eine dramatische Kehrtwende vollzogen. Bis zu ihrer Sitzung am Dienstag schien die Fed genauso besorgt über die drohenden Inflationsgefahren zu sein wie etwa die Eurohüter. Und das aus gutem Grund; allein der weltweit kräftige Anstieg der Öl-, Rohstoff-, und Nahrungsmittelpreise sollte ausreichen, um jedem Notenbanker ein paar Sorgenfalten ins Gesicht zu zaubern. Aber plötzlich ist die Inflation der Fed nur noch eine magere Erwähnung wert. Stattdessen werden zwischen den Zeilen Rezessionsgefahren an die Wand gemalt, als wüssten die Dollarhüter bereits, dass die Krise am eigenen Hypothekenmarkt das Land auch in eine Wirtschaftskrise stürzen wird. Dass die Fed die Leitzinsen gleich um 0,5 Prozentpunkte gesenkt und die Tür für weitere Reduzierungen offen gehalten wurde, ist da nur konsequent.

Das Dumme ist nur, dass mit einer solchen Politik des billigen Geldes der Inflation erst recht der Weg gebahnt werden könnte. Es ist deshalb kein Wunder, dass Ben Bernanke nach dem Zinsentscheid von den Aktienmärkten zwar gefeiert, von vielen Ökonomen aber sehr kritisch betrachtet wurde. Denn selbst wenn man die Zinssenkung als Feuerwehrmaßnahme rechtfertigt, herrschen doch große Zweifel, dass die Fed die Zügel auch ebenso rasch wieder anziehen wird, wenn die Finanzmarktkrise überstanden ist.

Mit der einstigen Standhaftigkeit der Bundesbank kann es die Washingtoner Behörde jedenfalls nicht aufnehmen. Auch die EZB gerät immer wieder unter großen Druck, vor allem aus Frankreich, weniger an die Inflation zu denken und dafür die Kreditvergabe durch niedrige Zinsen anzukurbeln. In den vergangenen Wochen haben sich die Eurohüter dagegen auf clevere Weise zur Wehr gesetzt, indem sie den Banken zwar mit Finanzspritzen unter die Arme gegriffen haben, von ihrem Antinflationskurs aber nicht abrücken wollten. Um diesen Kurs beibehalten zu können, sollte die Historie der Bundesbank auch weiterhin das Vorbild der noch jungen Europäischen Notenbank bleiben.

ZAHLENSALAT



Geliebtes Auto

Die Bundesbürger geben fürs Tanken mehr als doppelt so viel Geld aus wie für Bus- und Bahnfahrten. Auto oder Motorrad lassen sich die Menschen im Schnitt 103 Euro pro Monat kosten.

68 Prozent der privaten Haushalte in Deutschland nutzen nach einer Untersuchung des Statistischen Bundesamts zur Personenbeförderung – also Bus, Bahn, Taxi oder Fahrgemeinschaften. Dafür haben sie nach Daten des Jahres 2005 im Durchschnitt rund 48 Euro pro Monat ausgegeben. Das eigene Auto (oder Motorrad) ist den Menschen einiges mehr wert. Allein für Kraftstoffe und Schmiermittel haben sie im Durchschnitt 103 Euro bezahlt. Die weiteren Kosten – von der Versicherung bis zu den Reparaturen – sind dabei noch nicht berücksichtigt. StZ



Nur keinen Streit vermeiden, lautet das Motto der Betriebsratsgruppe „Alternative“ (von links nach rechts: Martin Bott, Tom Adler, Michael Clauss).